

Manager und Direktor des Provincetown Play-House. Da findet er, unter alten Schmökern kramend, das einzige Exemplar meines Stückes, das damals nach Paris geschickt worden war und das der wütende Uebersetzer für zwanzig Centimes an jenen Wagen verhökert hatte. Er nimmt es nach Hause, liest es und fährt einige Tage später nach Berlin, wo er es für New York erwirbt. Sechs Wochen später wurde das Drama im Provincetown Play House aufgeführt und erlebte eine glänzende Kritik und eine große Serie von Aufführungen.

Eingesandt von E. B., Berlin-Grunerwald

Die Manschettenknöpfe und der Negus von Abessinien

Als ich vor einigen Jahren nach Berlin zog, wohnte ich zuerst bei einer älteren Frau in Steglitz. Eines Tages sah sie meine Manschettenknöpfe auf dem Tisch liegen. „Nanu“, rief sie aus, „wie kommen Sie denn zum Negus von Abessinien?“ Ich war nicht wenig erstaunt, daß eine alte Zimmervermieterin in Berlin mit einem Blick den Negus erkannte. Die Knöpfe waren nämlich aus abessinischen, mit dem Bild des Negus versehenen Münzen gearbeitet. „Wie sollte ich den Negus nicht kennen“, erklärte sie mit einer großartigen Handbewegung. „Es ist nun bald dreißig Jahre her, da suchte der Negus eine deutsche Hebamme für seine vielen Frauen. Ich war die einzige Bewerberin um diesen Posten, wurde engagiert und bekam eine Vorauszahlung in diesen abessinischen Münzen, aus denen auch Ihre Knöpfe gemacht sind. Im letzten Augenblick hat sich aber die Sache doch noch zerschlagen, denn es meldete sich eine zweite Frau, die ein paar Jahre jünger war und deshalb vorgezogen wurde.“

„Das ist ja allerhand, da wären Sie ja beinahe meine Tante geworden! Denn ich bekam diese Knöpfe von meinem Onkel, der in Abessinien als Ingenieur lebt, und der ist mit der Frau verheiratet, die an Ihrer Stelle als Hebamme hinüberging!“

So bin ich in enge Verbindung mit den beiden einzigen Frauen gekommen, die sich vor fast dreißig Jahren um den Hebammenposten beim Hofe des Negus bewarben: die eine wurde meine Tante, und bei der andern habe ich jahrelang gewohnt!

*Eingesandt von Lotte-Ruth Hoffnung,
Berlin-Halensee, Seesener Str. 67.*

Ein anonymer Brietschreiber wird nach fünf Jahren ermittelt

Eine Freundin von mir, eine junge unbekannte Krankenschwester, bekam eines Tages einen zarten und lyrischen Liebesbrief. Der Brief kam von dem Besitzer eines großen Werkes; meine Freundin hatte wohl von ihm gehört, ihn selbst aber noch nie gesehen. Sie stand seinen Kreisen völlig fern. Da sie heimlich verlobt war, bedeuteten diese Briefe, die sich regelmäßig alle Woche einstellten, nur Aerger für sie. Aus den Briefen sprach eine schwärmerische, phantastisch veranlagte Seele. Meine Freundin hatte mich zu Rate gezogen. Wir überlegten hin und her: zurückschreiben oder mal selber zu dem Mann hingehen und ihn freundlich bitten, die Schreiberei einzustellen? Wir hatten in Erfahrung gebracht, daß der Brietschreiber ein eingefleischter Junggeselle sei, daß er ein Haus ganz großen Stiles führe. Außerdem war er beruflich so stark in Anspruch genommen, daß wir die poetischen Briefe nicht recht in Einklang bringen konnten. Ein halbes Jahr später hörten die Briefe plötzlich auf. Meine Freundin heiratete, und wir vergaßen die Episode bald.

Es mögen fünf Jahre und noch länger darüber hingegangen sein, als ich ein paar Tage Gast in einem großen Institut war, das ein Fest feierte. Leiterin der sehr lebendigen Theateraufführungen und Darbietungen war eine junge Gewerbelehrerin, von der ein großer Charme ausging. Am Abend fand sich der kleine Kreis der Lehrerinnen und näheren Freunde zu einer Bowle in dem sommerlichen Garten zusammen. Die